

Cornelia und ihre Tochter

Autor(en): **Kahn-Wallerstein, Carmen**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **22 (1954-1955)**

Heft 7

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-758600>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

CORNELIA UND IHRE TOCHTER

Von Carmen Kahn-Wallerstein

Das Frankfurter Goethe-Museum besitzt Dokumente, die sein Betreuer, Professor Ernst Beutler, schon vor geraumer Zeit der Öffentlichkeit größtenteils zur Kenntnis gebracht hat. Es sind Jugendbriefe Cornelia Goethes und solche ihrer älteren Tochter, Luise Schlosser, ungefähr im selben Lebensalter geschrieben und an vertraute Freundinnen gerichtet. Der «Goethe-Kalender 1932» enthielt unter dem Titel: «Kleine Liebesleiden im Goethe-Haus» Auszüge aus den Aufzeichnungen Cornelias, im ersten Band seiner «Essays um Goethe» publizierte Beutler Briefe von «Cornelias Tochter».

Luise Schlosser, am 28. Oktober 1774 in Emmendingen geboren, hat ihre Mutter verloren, bevor sie imstand war, ein Erinnerung an sie zu bewahren. Die bereits an Leib und Seele gebrochene Schwester Goethes schrieb der Frau von Stein, das Töchterchen, lebhaft und lustig, wolle den ganzen Tag tanzen und sei daher bei jedermann lieber als bei ihr. Das ist die einzige Äußerung Corneliens über ihr Kind, die auf uns gekommen; denn bereits am 8. Juni 1777, knapp einen Monat nach der am 10. Mai erfolgten Geburt ihrer zweiten Tochter Juliette, erlag Cornelia der Schwindsucht. Kaum sechzehn Jahre später raffte die gleiche Krankheit auch Juliette dahin. — Ein Menschenleben, an dessen Beginn der Tod der Mutter stand, erscheint bejammernswert. Das Kind hat etwas Unersetzliches, ohne es gekannt zu haben, bereits verloren, und der Märchen vom früh verwaisten Kinde und der bösen Stiefmutter gibt es sonder Zahl. — Daß Mütter nicht in jedem Falle dem Idealbild entsprechen, Stiefmütter keineswegs immer versagen, dafür sind Cornelia Goethe und Luise Schlosser als Töchter überzeugende Beispiele. —

Die Briefe Frau Rat Goethes, ihr selbstloses Verhältnis zu ihrem Sohn, haben das Bild dieser Mutter mit einem Glorienschein umwoben. Achtzehnjährig Mutter geworden, mit einem zwanzig Jahre älteren, ehrenhaften, ernsten Sonderling verheiratet, der seinen reichen Bildungsschatz sehr gerne weitergibt, verliert Frau Rat von sechs Kindern alle wieder bis auf die zwei ältesten. Von diesen beiden überlebenden Kindern, dem schönen, hochbegabten Johann Wolfgang und der um ein Jahr jüngeren, reizlosen und schwierigen

Cornelia, steht ihr nur der Sohn nah. Goethe selbst schreibt in seiner «Aristeia der Mutter»: . . . und doch ist es merkwürdig, wie in ihr das allgemeine Muttergefühl gegen einen Sohn, gegen ihren Erstgeborenen, sich in eigentümlicher Weise hervortat.» Es umfaßte Cornelia keineswegs mit derselben Innigkeit. Zwar machte der Sohn den Eltern von früh auf viele Sorgen, bereitete mancherlei Unannehmlichkeiten und Enttäuschungen. Frau Rat fühlte sich jedoch immer entschädigt durch seine Gaben, seine Besonderheit, sein, sobald er wollte, unwiderstehlich liebenswürdiges Wesen. So absurd sich dieser Most auch gebärden mochte, so vielfach in frühen Ueberlieferungen zu lesen ist von der Ueberheblichkeit, der Lauenhaftigkeit des jungen Goethe, von Zähneknirschen, Türenschlagen und Kraftausdrücken, muß es doch leicht gewesen sein, diesen Knaben zu lieben. Später, als er krank von Leipzig, schuldbeladen und zerquält von Straßburg, von Leidenschaft aufgewühlt aus Wetzlar heimkam, jedesmal ein Unterlegener, der nicht erfüllt hatte, was der Vater erwartete, verhiß sein Talent dennoch Ruhm. Cornelia ist schwierig wie der Bruder, absonderlich wie der Vater, unbequem wie beide; aber sie ist überdies weder liebenswürdig noch schön, zwar aufgeweckt, jedoch nicht genialisch.

Von früh auf war auch sie allem ausgesetzt, was Goethe rückschauend als seelische Belastung und Ueberschattung seiner Kindheit geschildert hat. Da ist die Rede von «der alten, winkelhaften, an vielen Stellen düsteren Beschaffenheit des Hauses», von «den didaktischen und pädagogischen Bedrängnissen», denen die Kinder von seiten des Vaters ausgesetzt gewesen. Da vernehmen wir, wie die Geschwister nach uns allen aus der Erinnerung wohlvertrauter Weise sich im Dunkeln fürchteten und vor dem Einschlafen nach Helle und menschlicher Nähe verlangten. Versuchten sie dann, sich zu den Mägden zu flüchten, so trat ihnen der Vater im umgewendeten Schlafrock entgegen und scheuchte sie in ihre Betten zurück. «Die daraus entspringende üble Wirkung denkt sich jedermann. Wie soll derjenige die Furcht loswerden, den man zwischen ein doppeltes Furchtbare einklemmt?»

Wenig später wird dann von den Zimmern erzählt, «in denen man uns oft enge genug gehalten und mit wenig erfreulichem Lernen und Arbeiten geängstigt». Auch Cornelia lernt bereits als Zehnjährige Italienisch. In Krankheitsfällen — die sehr häufig waren — hielt man die Kleinen ängstlich so warm als möglich, die Mutter, von der der Sohn sagt, daß sie «stets heiter und froh und andern ein Gleiches gönnend» gewesen, erfreute sie dann wohl mit Märchen erzählen. Aber auch diese Märchen verliefen immer so, wie Johann Wolfgang sich das wünschte. Die kleine Cornelia war Zuhörerin,

wie sie bei den Puppenspielen Zuschauerin blieb. Nur bei den leidigen Unterrichtsstunden zählte sie voll. Sobald eine Krankheit überwunden war, bürdete man den Genesenden doppelte Lektionen auf, darunter später auch Geometrie, Politik und Religionsunterricht. Man wendete sich in trockenem Moralismus, der überdies sittliches Verhalten mehr der Leute wegen lehrte denn als Selbstzweck, stets nur an den Verstand der Heranwachsenden, «und die Lehre konnte», wie Goethe erzählt, «weder der Seele noch den Herzen zusagen».

Corneliens Bedürfnis nach Anregung der Phantasie, nach kindlichen Freuden und Stunden der Entspannung ist ebenso groß gewesen wie dasjenige anderer Kinder, vor allem des Bruders. Sie las eifrig heimlich mit ihm Klopstocks Messias und erwartete voller Freude den Klavierlehrer, den Wolfgang bei einem Kameraden hatte unterrichten sehen und von dessen lustiger Methode er zu Hause begeistert erzählte. Aber er war nur ein Plaggeist mehr, ein trockener Tastenreiter, der auf solche Weise Schüler einfing.

Die Freizeitbeschäftigung der Geschwister nahm manchmal recht absurde Formen an, so wenn sie in des Vaters Seidenraupenzucht bei Ausbruch einer Krankheit die «zu Tausenden verendenden Raupen», die einen «pestartigen Geruch» ausströmten, wegräumen mußten. Wollte der Vater verdorbene Kupfer wieder herstellen, so ward den Kindern aufgetragen, die angefeuchteten Blätter vor dem Austrocknen zu schützen, «wobei uns denn, wegen der Langeweile und Ungeduld, wegen der Aufmerksamkeit, die uns keine Zerstreuung zuließ, ein sonst so sehr erwünschter Müßiggang zur höchsten Qual gereichte».

Dem Knaben war es immerhin möglich, gelegentlich zu entrinnen. Das Mädchen blieb nach der Sitte der Zeit fast ausschließlich ins Haus gebannt. Goethe sagt von seiner Schwester: «Die Züge ihres Gesichts, weder bedeutend noch schön, sprachen von einem Wesen, das weder mit sich einig war noch werden konnte.» Eine nicht verwunderliche Verdrossenheit dürfte sich diesen Zügen früh eingepägt haben, denn die Anwesenheit des geisteskranken Mündels des Herrn Rat, des Herrn Clauer, war wohl kaum dazu angetan, aufzuheitern. Dafür gab sie Anlaß zu neuen Prüfungen für das arme Mädchen. Es hatte nach des Vaters Diktat die Abrechnungen und Berichte anzufertigen, die an die Behörde gegeben werden mußten, was sonst des Bruders Aufgabe war. Während jeder Abwesenheit des Sohnes beschäftigte der Vater sich ausschließlich damit, die arme Cornelia zu beschäftigen. Er schnitt ihr dann, wie Goethe in seiner Autobiographie mitteilt, fast alle Mittel ab, sich außer Haus umzutun oder zu erholen. «Das Französische,

Italienische, Englische mußte sie abwechselnd treiben und bearbeiten, wobei er sie einen großen Teil des Tages an dem Klavier zu üben nötigte. Das Schreiben durfte auch nicht versäumt werden, und ich hatte schon früher bemerkt, daß er ihre Korrespondenz mit mir dirigiert und seine Lehren durch ihre Feder mir hatte zukommen lassen.» Liest man die Briefe Goethes aus Leipzig an seine Schwester, so sieht man, daß der Vater Cornelian ebenfalls durch den Bruder ermahnen und zu allem anhalten ließ, was er wünschte. Worauf Wolfgang Cornelian mehr als einmal schreibt, sie solle keine Romane lesen, vielmehr ernsthafte Lektüre wählen und sorgfältigere Briefe schreiben, da sie ja Zeit genug dazu hätte. So wenig wie der Bruder ist sich auch die Mutter darüber im klaren gewesen, welch trostloses Dasein Cornelia führen mußte, wie überlastet sie war und wie man ihr den Kopf mit lauter Dingen, die sie später nichts nützen würden, vollpfropfte. Denn was sollte eine Frau dazumal mit Kenntnissen in Fremdsprachen, Musik, Zeichnen, ja selbst Politik und Vormundschaftsangelegenheiten anfangen! Von praktischen Unterweisungen ist wenig die Rede, und Frau Rat sah mehr auf die Folgen denn auf die Ursache, wenn sie sich bei Wolfgang nach dessen Rückkehr von Leipzig lebhaft über die Tochter beklagte. Sie habe «auf eine Weise, die mir (dem Bruder) fürchterlich erschien, ihre Härte gegen den Vater gewendet, dem sie nicht verzieh, daß er ihr diese drei Jahre lang so manche unschuldige Freude verhindert oder vergällt, und von dessen guten und trefflichen Eigenschaften sie auch ganz und gar keine anerkennen wollte. Sie tat alles, was er befahl... aber auf die unlieblichste Weise.»

Niemand, weder Mutter noch Bruder, gab sich die Mühe, schien fähig, zu fragen oder gar zu erkennen, was sich hinter der unerfreulichen Maske Corneliens abspielte, die seelisch verkümmerte und körperlich eine verzärtelte Stubenpflanze wurde. «Es ist außergewöhnlich kalt», erzählt sie einmal ihrer Freundin Katharina Fabricius in Worms, «ich will aber trotzdem heute nachmittag spazierengehen. Wenn du meine Kleidung sehen würdest, wärest du sicher, daß keine Kälte durchdringen kann. Drei Wollröcke, ein Kleid, drei Halstücher, eine Kalesche (so hieß in Frankfurt ein Umhang), einen gefütterten Satinmantel und einen Muff.» So eingemummt, wagt sich Cornelia Goethe auf die Straße, und zwar an einem Oktobertag, und wenn sie einmal — ein großes Ereignis — mit dem Bruder den Domturm besteigen darf, muß sie viermal ausruhen, weil ihr infolge der Anstrengung der Atem versagt.

Es ist nicht weiter erstaunlich, daß nach solcher Erziehung die achtzehnjährige Cornelia glaubt: «Alles Hübsche, das ich mir ver-

spreche, mißglückt», und daß sie sich selbst nicht gut sein kann. «Ich wäre albern, wenn ich wünschte, eine große Schönheit zu sein», stellt sie fest, «nur ein wenig Feinheit in den Zügen, einen zarten Teint, und dann diese sanfte Anmut, die auf den ersten Blick einnimmt, das ist alles. Indessen ist das nicht so und wird nie so sein, wenngleich ich auch alles dafür tun und wünschen würde. So ist es also besser, den Geist zu kultivieren und zu versuchen, wenigstens von dieser Seite erträglich zu sein.»

«Ich sehe in den Spiegel», heißt es ein andermal, «und ich habe Mitleid mit dem feuerfarbenen Putz, den ich aufgesetzt habe, ohne es zu wissen. Ich bin sehr hübsch in diesem Schmuck, glaube ich. Ja, ja, das paßt gut zu meinem Teint. Wenn ich nur Lust zum Lachen hätte, könnte ich . . . Aber wohin treibe ich? . . . Ich werde eine Arie auf dem Klavier spielen, daß diese hysterischen Anfälle vorbeigehen.»

«Mein Spiegel täuscht mich nicht, wenn er mir sagt, daß ich zusehends häßlich werde.»

Wie oft muß sie vor dem Spiegel gestanden, sich ohne Illusionen allzu kritisch betrachtet haben, die arme Cornelia! Sie wünschte, wie alle Mädchen ihres Alters, damals als Achtzehnjährige zu gefallen, verliebte sich in hübsche, angenehme Freunde des Bruders, wußte recht genau, durch welche Wesenszüge ein Mädchen gefiel und fesselte. Ihr Bruder verhehlte ihr das nicht, und der Herr Rat hat von der sechzehnjährigen Anna Sibylla Münch behauptet, sie besitze sämtliche Haupteigenschaften, die er als Kenner von einem Frauenzimmer fordere. Gewiß hat er diese Haupteigenschaften auch von seiner Tochter gefordert, an pädagogischen Hinweisen ließ er es schwerlich fehlen. Jedoch wird man von Ermahnungen nicht liebenswürdiger; Bestätigungen jedoch, beschwingende Daseinsfreuden, all das, was eine junge Seele fördert und ihrer selbst sicher macht, wurden Corneliens selten zuteil. Wohl sammelte sich um die vielseitig gebildete, ernste Tochter des wohlhabenden Herrn Rat ein Kreis junger Mädchen; ihnen gefiel vermutlich die vitale, heitere Mutter mindestens so gut und der Bruder noch besser als Cornelia, und sie blieben größtenteils dem Hause treu, auch nachdem die Freundin geheiratet hatte. Der Vergleich mit diesen unbeschwerten, anmutigen Altersgenossinnen, vor allem mit der Stadtschönheit Lisette Runkel, hob Corneliens Selbstbewußtsein gewiß nicht. Erste Bewerber wies sie ab, weil sie ihre Motive durchschaute und ihnen weder Achtung noch Neigung entgegenbrachte. Daß des Bruders um zehn Jahre älterer Freund Johann Georg Schlosser ihr eine echte Leidenschaft widmete, konnte Cornelia zwar, sobald sie in den Spiegel schaute, nicht begreifen; es ließ sich

aber nicht daran zweifeln. Er entstammte einer Familie, die angesehen und begütert war wie diejenige der Umworbenen. Sein Großvater ist ebenfalls Frankfurter Bürgermeister, sein Vater Kaiserlicher Rat gewesen. Auch er schlug ursprünglich die Advokatenlaufbahn ein, sein lebendiges, allzu ausgeprägtes Rechtsgefühl vertrug sich jedoch schlecht mit der Realität. Kurze Zeit arbeitete er mit Goethe zusammen, dem die Juristerei ebenso zuwider war. Die Freunde verstanden sich besonders in dem, was sie ablehnten; auch in dem älteren Schlosser garte es noch stark, er bedurfte einer in sich ruhenden, seinen Interessen aufgeschlossenen Frau. Corneliens Ernst, ihr starres Wesen mochte ihm solche Reife vortäuschen. Sie, die Eingeengte, nahm gewiß teil an allem, was er ihr zutrug, zumal in jener Zeit, da der Bruder in Wetzlar, von der Leidenschaft für Lotte Buff umgetrieben, sie vernachlässigte. Trotzdem ihr Gefühl verkümmert, sie im Grund nur fähig war, Vertrauen mit Vertrauen zu erwidern, gab Cornelia in diesem Fall dem Zureden der Eltern Gehör, vor allem der Stimme ihrer eigenen Vernunft. Für ein Mädchen, das aussah wie sie, überdies, wie man ihr stets vorhielt, weder anmutig noch liebenswert war, gab es keine Erfüllung geheimer Träume. Im Elternhaus konnte und wollte sie nicht verbleiben, mit der Mutter verband sie keine Innigkeit, der Vater wurde immer wunderlicher und unerträglicher, der Bruder würde eine eigene Familie gründen und seinen Weg wählen. Was blieb ihr übrig als die Ehe mit einem vertrauenswürdigen Mann, der sie zweifelsohne liebte? — Vor Schlosser lag eine vielversprechende Laufbahn. Sie sollte in Karlsruhe beginnen, in Diensten des Markgrafen Karl Friedrich; dorthin folgte Cornelia ihrem Gatten nach der am 1. November 1773 vollzogenen Vermählung. Bereits wenige Monate später wurde Schlosser vom Vertrauen des Fürsten zum Oberamtmann seiner Markgrafschaft Hochberg mit Amtssitz in Emmendingen bestimmt. Das war ein Gebiet von fünf Quadratmeilen, auf dem zwanzigtausend Menschen lebten, die sich unmöglich alle vom Ackerbau ernähren konnten. Viele mußten denn auch gleich Leibeigenen vegetieren, waren hoch besteuert, durften ihr Dorf nicht verlassen, ohne der Staatskasse eine Abgabe zu entrichten. Auf den unternehmenden, eigenwilligen, von hohem Rechtsgefühl beseelten Schlosser wartete eine Fülle von Problemen. Er empfand es inmitten seiner Pflichten nicht, daß Emmendingen außer einer entzückenden Landschaft nicht viel zu bieten hatte, und da er sich für sein Amt wohlgerüstet fühlte, nahm er das neue Leben kraftvoll in Angriff.

Das stattliche Amtshaus, in dem sich bald Gäste aus der nahen Schweiz einfanden, hätte Corneliens Möglichkeiten genug geboten,

zu wirken. Jetzt zeigte sich aber, daß die Aermste nichts von dem verstand, was von ihr als Hausfrau erwartet wurde. Ihr ohnehin schwaches Selbstgefühl erlag fast unter dieser Erkenntnis, und Schlosser vertraute Lavater an: «Meine Frau ist auch auf einen besonderen Fuß erzogen. Sie beklagt's, hilft sich, soviel sie kann, und ich lebe gern ein wenig unbequemer, bis sie nach und nach den Fehler ihrer Erziehung verbessert . . . Jeder Wind, jeder Wassertropfen sperrt sie in die Stube, und vor Keller und Küche fürchtet sie sich noch zu viel.»

Die Mutter in Frankfurt, zu der bald Klagen dringen, ist durch die zunehmende Kränklichkeit des Gatten und viele Schwierigkeiten, in denen der Sohn sich befindet, die der Sohn den Eltern macht, voll in Anspruch genommen. Die angestrebte, dem Vater nicht genehme Verbindung mit Lili Schönemann, die damit verbundenen Wirrnisse lassen wenig Raum für die Probleme der unbequemen Tochter. Frau Rat schickt dieser ihre Jugendfreundinnen, die Schwestern Gerock, zur Gesellschaft in das einsame Emmendingen, damit sie an ihnen eine Stütze habe; die Eltern senden Cornelia auch das soeben entstandene Porträt ihrer Mutter, das ist alles. Verweicht und fast immer in der Stube gehalten, ist sie auch physisch den Ansprüchen des Lebens nicht gewachsen. — Eine erste Schwangerschaft, die Geburt Luisens, untergräbt ihre Kräfte, gibt ihr die Gewißheit, einen Körper zu besitzen, der «nirgendwohin taue als ins Grab». Das Hauswesen ist ohne Führung, die kleine Luise fühlt instinktiv, daß ihr die Mutter nichts zu geben vermag. Ihr Versagen bedrückt die Leidende zugleich seelisch, so daß sie immer mehr in Schwermut versinkt. Als der Bruder sie vom 27. Mai bis zum 5. Juni 1775 in Emmendingen besucht, beschwingt sie das zwar genügend, daß sie das Bett verläßt und die paar Tage genießt; er jedoch bringt ihr statt seelischer Entlastung seine eigenen Probleme ins Haus, die selig-unselige Beziehung zu Lili. Cornelia hat den Bruder beschworen, das Verlöbnis zu lösen. Nicht, weil sie an seinen Gefühlen oder ihrem Wert gezweifelt hätte! Lili würde an ihre, Corneliens, Stelle treten, und Cornelia Schlosser blickte zurück auf ein «zwar löbliches, aber doch nicht zu bedeutenden Gesellschaften eingerichtetes Haus, zwischen einen wohlwollenden, ungesprächigen, aber gern didaktischen Vater gestellt und eine nach ihrer Art höchst häuslich-tätige Mutter, welche doch nach vollbrachtem Geschäft bei einer bequemen Handarbeit nicht gern gestört sein wollte», würde Lili so wenig glücklich sein, wie sie selbst es einst gewesen. Wie sollte das verwöhnte, strahlend schöne Mädchen sich in der bedrückenden Enge dieser Bürgerlichkeit zu rechtfinden können? Goethe gab dem Drängen der Schwester nach,

löste sich von Lili, entfloh nach Weimar. Die Uebergangszeit war wiederum voll von Fährnissen: noch war weder Amt noch Sicherheit erkennbar. Dem Vater erschien dies alles als neues Abenteuer; mit schon sinkenden Kräften lehnte er sich streng, aber vergeblich dagegen auf. Die Mutter, beraten von ihrer und Johann Wolfgangs vertrauter Freundin Johanna Fahlmer, einer Dreißigjährigen von «großer Zartheit des Gemüts und ungemeiner Bildung des Geistes», mußte schlichten und zu erprobten Listen ihre Zuflucht nehmen. Ihr blieb weder Zeit noch Kraft, sich mit Corneliens zu beschäftigen. Nachdem diese am 10. Mai 1777 ihr zweites Töchterchen, Juliette, geboren hatte, siechte sie dahin und glitt am 8. Juni aus einem Dasein im Schatten hinüber zu den Schatten. Sie lag bereits im Grabe, als ihre Mutter Lavatern schrieb: «Die Schlossern ist krank, vielleicht gefährlich.»

Nach ihrer Weise fand Frau Rat sich mit dem Unabänderlichen ab, zumal dieses Kind ihrem Herzen nie das bedeutet hatte, was uns vorschwebt, wenn wir an das Verhältnis zwischen Mutter und Tochter denken. Goethe hingegen, der eben jetzt die bedrohlichsten Jugendkrisen überwunden, in der Verbundenheit mit dem Herzog und Frau von Stein festen Boden gewonnen hatte, empfing die Botschaft vom Tode seiner Kindheitsgefährtin wie einen Schlag. Von Wirrnis in Wirrnis gestürzt, um ein häufig von ihm benutztes Gleichnis zu brauchen: gezwungen, mit allen Kräften im Lebens-element zu rudern, um nicht zu versinken, hatte er der Schwester in ihren letzten Nöten nichts mehr zu geben vermocht, weder Halt noch Trost, und nun war es für immer zu spät. «Dunkler, zerrißner Tag» schrieb er in sein Tagebuch, Versäumnis ließ die Wunde seines Herzens niemals heilen. Er mußte sich bis ins Greisenalter vor allem hüten, was daran rührte — nur so ist es zu erklären, daß er der Familie Schlosser auswich, sich ihr entfremdete, die Töchter seiner Schwester mied. Der gemütskranke Sonderling Plessing ist der Nutznießer dessen gewesen, was Corneliens Tod in Goethe bewirkte. Ihm wurde der Dichter zu dem Seelenarzt und Helfer, ohne den Cornelia leben und sterben mußte. In dem Gedicht «Harzreise im Winter», das man ausschließlich auf Plessing bezieht, dürfte vieles mitschwingen, was er erschüttert und erschauernd erst verstand, als der Tod Cornelia die einzige für sie mögliche Heilung gebracht hatte.

In Emmendingen blieb in einem ziemlich verwahrlosten Hauswesen ein aufrichtig trauernder Mann mit zwei kleinen Kindern zurück, zu allem Unglück auch Corneliens Verehrer, Jacob Michael Lenz, der sich, geistig zerrüttet, ins Schlosserhaus geflüchtet hatte. Frau Rat, die sich übrigens eifrig bemühte, einen Weg zu finden,

um Lenz in väterliche Obhut zu überführen und die Familie davon zu überzeugen, daß es sich nicht um einen Mißbratenen, vielmehr um einen bedauernswerten Kranken handle, konnte dem Schwiegersohn nicht zu Hilfe eilen. Der Zustand des Gatten ließ das nicht zu, er wurde immer abhängiger von ihrer Pflege. Jahrelang hatte Frau Rat, ohne sich dessen bewußt zu sein, auf Kosten Cornelias den unbequemen, absonderlichen Ehepartner beschäftigt und sich seiner Pedanterie auf diese Weise erwehrt. Für die kommenden Jahre bis zum Tode Johann Caspar Goethes im Frühling 1782 war ihr dies alles wieder auferlegt, und sie hat es tapfer getragen. Das häusliche Kreuz benötigte jedoch all ihre Kräfte, die sich aus Gottergebenheit und der Freude am wachsenden Ruhm des Sohnes nährten. Für Corneliens Kinder vermochte sie nichts zu tun; ihr Gemüt beruhigte sich in der Gewißheit, daß sie den besten Vater hätten, den Kinder haben könnten.

Sehr wahrscheinlich ist es dennoch die Großmutter gewesen, auf deren Betreiben Johanna Fahlmer, die Dreiunddreißigjährige, sich nach Emmendingen aufmachte, um dort nach dem Rechten zu sehen. In der schwierigen Uebergangszeit, als Goethe durchaus in Weimar bleiben und der Vater für seinen Unterhalt dort nicht aufkommen wollte, weil er sich nichts Gutes davon versprach, hatte die Fahlmerin sich als Vertraute bewährt, mit Takt und Klugheit geraten, zwischen Härte und Sentiments das rechte Maß zu finden geholfen. Frau Rat kannte den Charakter Johannas, sie hat es ohne Wehleidigkeit begrüßt, als Schlosser sie, im Jahr nach Corneliens Tod, am 27. September 1778, heiratete. Ihr Schwiegersohn faßte diesen Entschluß bestimmt nicht aus einem rasch geheilten und getrösteten Herzen heraus, ihn beriet diesmal die Vernunft. Er wollte seine kleinen Töchter einer gereiften, wertvollen Frau anvertrauen.

Die Kleinen trugen kein Erinnerungsbild an die Mutter in sich, als Johanna, von nun an für beide «die Mama», sich ihrer annahm. Schlossers zweite Frau hatte Cornelia und ihr Elternhaus gekannt und machte es sich zum obersten Grundsatz, in der Erziehung von Luise und Juliette die Fehler, die an Cornelia begangen wurden, nicht zu wiederholen. Juliette hinterließ keine Aufzeichnungen, die älteste Tochter führte jedoch in ihrer Jungmädchenzeit einen Briefwechsel mit Fritz Jacobis Tochter Clärchen in Pempelfort. Die früh verstorbene Großmutter Clärchens, Johanna Maria Jacobi, entstammte der ersten Ehe des Kommerzienrates Fahlmer, des Vaters Johannas, und starb im zweiten Lebensjahr ihrer Stiefschwester.

Nach Schlossers Rückberufung nach Karlsruhe 1784 und seiner

Ernennung zum Wirklichen Geheimrat und Direktor des Hofgerichts 1790 spielte sich das Leben der Familie wieder in der Residenz des Markgrafen ab. Johanna hatte dem Gatten eine Tochter, Henriette, geschenkt und den lang ersehnten Sohn Eduard. Jenen Unterschied, den Frau Rat Goethe als leibliche Mutter zwischen dem Sohn und Corneliens machte, können wir im Verhältnis Johanna zu Corneliens Töchtern nirgendwo spüren. Die Briefe Lulus an Clärchen, mit der sie sich anlässlich eines längeren Besuches in Karlsruhe innig angefreundet hatte, sind in ihrer unbefangenen Natürlichkeit ein wundervolles Zeugnis für Johanna Schlosser als Stiefmutter. Lulu und Juliette wußten, daß ihre Mutter, die Schwester Goethes und Tochter der Frau Rat in Frankfurt, gestorben war. Hingegen wünschte Frau Johanna nicht, daß ihre eigenen Kinder davon Kenntnis hätten, und das Bewußtsein, dies Geheimnis mit der Mama vor Jettchen und Eduard zu hüten, machte jede Eifersuchtsregung im Herzen Lulus und Juliettes zunichte. Man mußte der Mama gewiß besonders nahestehen, wenn sie einem etwas anvertraute, was sie den eigenen Kindern verschwiege! Es wirkt denn auch rührend, wie selbstverständlich Lulu im selben Satz von der seligen Mama und der Mama schreibt. Die selige Mama ist ein Schatten, dem einst im Leben ein Koffer mit Kleidern und ein paar Schmucksachen gehörte, von dem die Mama erzählte, dessen Inhalt die Töchter demnächst bekommen sollen. Die Mama hingegen ist all das, was Kinder in ihrer Mutter sehen. Sie ist zugleich Respekts- und Vertrauensperson, ein bewundertes Vorbild, vor dem man sich des Rechten befließigt und des bloßen Gedankens an etwas Unwürdiges scheut. Mamas Meinung ist für Lulu so entscheidend, daß sie lachend gesteht, sie papple immer nach, und Mama weiß wohl schon das Richtige, wenn Lulu im Zweifel ist.

Was man ihr versprochen hat, und sei es auch nur das Löschen der Lampe am Abend, das hält man unverbrüchlich und pünktlich, denn die Mama hält ebenfalls, was sie zusagte. So sorgsam Johanna alle vier Kinder an genaue Erfüllung übernommener Aufgaben gewöhnt, so wenig verkümmert sie ihnen die Freuden und Genüsse, auf die sie berechtigten Anspruch haben. Kinderfeste und bescheidene Hausbälle, Visiten, gemeinsame Ausfahrten, Reisen und Spiele werden unternommen, und die Gestalt innerhalb der Familie, vor der man sich ein ganz klein wenig fürchtet, ist keineswegs die Mama, sondern deren einstige Erzieherin und jetzige Gesellschafterin, Tante Bogener. Diese gestrenge und würdige Dame, von der Lulu schreibt, daß sie «heftig vor das Gute und gegen das Böse sei», hält die Kinder in Schach, ohne ihre Anwesenheit würde Lulu bei einem Familienfest mit den Bedien-

steten tanzen, aber Tante Bogener hält das für unschicklich. Daß einmal die Mama ihr «allerhand gesagt» habe, muß Lulu der Freundin selten gestehen, hingegen verfehlt Tante Bogener nicht, sie vor den jungen Offizieren der Garnison zu warnen, die «außenwendig Engelcher und inwendig Teufelcher seien».

Während Juliettes Todeskrankheit darf Lulu helfen, die Schwester zu pflegen. Es ist ihr erlaubt, ihr Gesellschaft zu leisten, ihren Schlummer zu bewachen, Medizin zu verabreichen; in die verantwortungsvollen, schweren Nachtwachen teilt sich die Mama mit einer zuverlässigen Magd, der Lisel. Die Mama teilt sich auch mit der ältesten Tochter in den Küchendienst, wenn man eine Magd mit der gut frankfurterischen Begründung, sie sei «schweinish», oder wegen eines Branntweinrausches entlassen mußte. Da lernt Lulu denn in Küche und Keller Bescheid wissen, unter Frau Johannas persönlicher Anleitung, auch die eigene Stube muß, mit Ausnahme der schweren Arbeit, selbst besorgt werden. Die Geschwister sind gewöhnt, einander den Inhalt des Sparhafens zu opfern, an den Geburtstagen Scheren, Kerzenstöcke oder Weckmänner dafür zu kaufen. Völlig aller Mittel entblößt ist man jedoch am Abend des Festtages bereits nicht mehr, denn die Mama wirft jedem Kind ein Päckchen zu, das den Grundstock zu einem neuen Kapital enthält. Johanna Schlosser sieht auf Erfüllung der Pflicht, gewährt aber auch großzügig Rechte und Freuden.

Nach Juliettes Tod hat die ganze Familie das Bedürfnis, auf andre Gedanken zu kommen. Schlossers beschließen eine Reise nach Pempelfort zu Jacobis und einen Aufenthalt in Frankfurt, im Elternhause des Vaters. Diese Reise, auf die sich Lulu unbeschreiblich freut, weil sie ein Wiedersehen mit Clärchen verspricht, bringt der Neunzehnjährigen noch weit mehr. Zwei Jahre zuvor hatte Georg Heinrich Nicolovius als Reisebegleiter eines Grafen Stolberg Schlosser aufgesucht und Gefallen an Lulu gefunden. In Pempelfort traf er sie wieder und hielt um sie an. Als Frau Rat Goethe ihre Enkelin zum erstenmal sah, war diese eine überglückliche Braut.

Ebenso wie Frau Johanna machte auch Frau Aja keinen Unterschied zwischen den vier Schlosserkindern. Sie waren alle ihre «lieben Enckleins», wurden gleichermaßen ermahnt und gelobt, beschenkt und verwöhnt, und jetzt, nach Juliettes Dahinscheiden, hielten Lulu, Jettchen und Eduard Einzug als fröhliche Gäste am Hirschgraben in dem Haus, das die Großmutter gerade räumte, um in eine bequemere, leichter zu bewirtschaftende Wohnung zu übersiedeln. Mit sehr andern Gefühlen als einst ihre Mutter sah Lulu Schlosser der Ehe entgegen. «Mein einziges Bestreben ist und

soll's immer sein, besser zu werden, um den Nicolovius recht aus Herzensgrund glücklich zu machen.» Hatte Lulu doch ein leuchtendes Vorbild an Frau Johanna, die glücklich geworden war, weil sie ursprünglich an nichts anderes gedacht, als daran, glücklich zu machen.

In der Brautzeit schenkte die Mama Lulu ein Spinnrad und setzte sogleich hinzu, das dürfe sie mitnehmen in ihr neues Heim. «Ich hab schon fünf Stränge gesponnen», jubelt Lulu, die nun auch «mutterselig allein Hemden schneiden» kann. Die hoch und schlank Gewachsene mit den großen, dunkeln Augen ist keine Schönheit. Aber sie berichtet der Freundin halb verlegen, halb erfreut und sehr überrascht, die Mama habe ihr ein scherzhaftes Kompliment über ihr nettes Aussehen gemacht. Nichts von den selbstquälerischen Minderwertigkeitsgefühlen, die Cornelia einst unfähig machten, glücklich zu sein und zu beglücken, soll auf Lulu lasten. In ihrer Erziehung kommt neben der Bildung des Geistes, der Entwicklung des Verstandes, die Pflege des Gemütes, des Sinnes fürs Praktische nicht zu kurz. Damit gibt Johanna Schlosser das weiter, was sie selbst einst in der Jugend von ihren Eltern und den Jacobis empfang.

Es ist selbstverständlich, daß eine Tochter, wenn sie das Elternhaus verläßt und ihr eigenes Leben beginnt, noch einmal zurückschaut. Auch Lulu Schlosser hat das vor ihrer Vermählung mit ihrem Nico, die am 5. Juni 1795 in Ansbach stattfand, getan. «Ich hab' gewiß eine durch und durch glückliche Jugend, und ich kann nicht begreifen, daß ich vielleicht einmal noch glücklicher sein werde.»

In ihrem kurzen Leben — sie hat nur ein Alter von siebenunddreißig Jahren erreicht — lernte Corneliens Tochter, daß sie noch glücklicher werden konnte. Die Berufung ihres Gatten nach Eutin an die Bischöfliche Kammer war gleichbedeutend mit einer Trennung von Eltern und Geschwistern, die Lulu gewiß sehr schwer gefallen wäre. Die Große Revolution und Bonapartes Aufstieg, für so viele Menschen eine Epoche des Leidens, bedingte Johann Georg Schlossers Entlassung aus markgräflichen Diensten. Er war, zusammen mit dem Hof, vor den Franzosen in das neutrale Ansbach geflüchtet, um in Freiheit sich hin zu wenden, wohin er wollte, und es lag ihm am nächsten, das junge Ehepaar nach Eutin zu begleiten. Auch Fritz Jacobi hatte sich mit den Seinen aus Pempelfort nach Eutin geflüchtet; so traf sich dort ein vertrauter Kreis. Im Jahr 1796 wurde Lulus erster Sohn geboren. Nun erst, als Mutter, erfaßte sie ganz, was Frau Johanna ihr gegeben. Jeden Morgen putzte sie ihren Liebling möglichst schön heraus und

schickte ihn hinüber zur Mama, damit diese ihre Freude teile. Dem kleinen Johann Georg Eduard wurde im folgenden Jahr, 1797, sein Brüderchen Franz geschenkt. Auch diesen zweiten Enkel Cornelians empfing Frau Johanna in ihren Armen. Dann, 1798, schlug die Stunde der Trennung. Seine Vaterstadt Frankfurt am Main berief Schlosser in das Amt eines Syndikus. Er verließ Eutin und sein glückliches ältestes Kind mit der tröstlichen Gewißheit, es sei wohlgeborgen, liebend und geliebt. Er ahnte nicht, daß er seine Lulu nicht wiedersehen sollte.

Was die Familie Nicolovius verlor, gewann die alte Frau Rat. Ihr hatte Cornelia nie so nahgestanden wie deren Stellvertreterin; sie war beglückt, Johanna und Schlosser, der nie aufgehört, für sie ein Sohn zu sein, in Frankfurt zu haben. Als bereits am 17. Oktober 1799 eine Lungenentzündung Schlosser innerhalb weniger Tage dahinraffte, teilte sie den Schmerz seiner Angehörigen redlich und weinte genau so lange, wie es der Frau Rat gegeben war, zu weinen. Dann begann sie, Geschichten zu erzählen, um Jettchen und Eduard abzulenken und zu trösten. Das war ihre Gabe, derer sie sich ebenso bewußt war wie ihrer Schwächen. «Die Urgroßmutter kann keine Kinder erziehen, schickt sich gar nicht dazu», bekannte sie bei Ankunft des kleinen Johann Georg Eduard, «(sie) tut ihnen allen Willen, wenn sie lachen und freundlich sind, und prügelt sie, wenn sie greinen und schiefe Mäuler machen, ohne auf den Grund zu gehen.» Wer das Verhalten der Frau Rat dem Sohn gegenüber mit ihrer Weise, Cornelia zu behandeln, vergleicht, kann diesen Worten nur beipflichten.

Ein Jahr nach Schlossers Tod kam Lulu mit Mann und Kindern zu Besuch nach Frankfurt. Frau Rat präsentierte sich bei dieser letzten Begegnung mit Cornelias Tochter als stolze Urgroßmutter und ließ die Knaben Nicolovius von sämtlichen Freunden bewundern und bestaunen. Weit stiller und unauffälliger verlief das Wiedersehen mit Frau Johanna. Sie zeigte der Tochter die letzte Ruhestätte des Vaters, die auf dessen Wunsch durch keinen Leichenstein kenntlich gemacht war, wie er auch verfügte, daß seine privaten Aufzeichnungen zu verbrennen seien. Lulu hatte nun bereits drei Söhne, Eduard, Franz und Heinrich. Zu ihnen gesellten sich in den nächsten Jahren noch Ferdinand und Alfred. Erst 1802, während eines Besuches Frau Johannas und Jettchens in Eutin, erschien die erste Tochter, der man den Namen Cornelia gab. Diesmal wollte es den Damen Schlosser in Eutin gar nicht gefallen. «Sie sind die ärgsten Frankfurterianer auf Gottes Erdboden, nur da ist alles gut», fand Lulu. Die Frankfurter Großmama hat sich gewiß mit Anteilnahme von den Heimkehrenden berichten lassen.

Sie war nach wie vor eine robuste, rüstige Frau, die auch die Ankunft der jüngsten Urenkelin, Flora, noch erlebte. Im Herbst 1808 erst legte sie sich zum Sterben. Angesichts des eigenen Todes zeigte Goethes Mutter keine Spur von Gefühlsseligkeit. Ruhig die letzten Dinge ordnend, blieb sie beinahe sachlich und scheinbar unbeteiligt. «Großmama», überliefert Jettchen Schlosser, «litt nicht in dem Grade, wie ihre Krankheit sonst leiden macht, und starb schneller als der gewöhnliche Gang der Krankheit zuläßt. Ihr Tod war sehr kräftig und schön, wie ich es mir dachte.»

Es blieb ihr erspart, im Jahre 1809 den Tod ihres ältesten Urnkels Eduard zu erleben, sie mußte nicht, wie Frau Johanna, im Jahre 1811 Lulu dahingehen sehen. Diese ist ihren Angehörigen am 28. September 1811 in Berlin entrissen worden.

Goethe sagte von seiner Schwester, sie sei ohne Glaube, Liebe und Hoffnung gewesen, ernst, starr, gewissermaßen lieblos. Von Corneliens Tochter Lulu schreibt ihr Gatte, «ein reines, wahrhafteres Wesen auf Erden nicht angetroffen zu haben... So rein und unbefleckt und unverbrüchlich wahr... ist sie bis ans Ende beharrt und in die ihr einheimischere Welt zurückgekehrt. Das irdische Leben hat ihr nichts anhaben können, und so sehr sie darüber auch hin und wieder mit ihm in Widerstreit geriet, so lernte ihr Sinn doch niemals sich mit Falschheit oder Gemeinheit vertragen. Dort in der höhern und reinern Welt wird sie ganz in Harmonie und wohl sich fühlen. Möchte ihr Geist bei mir und den armen verwaisten Kindern bleiben! Dies zu bewirken ist jetzt mein heiligstes Bestreben und mein eigentlicher Beruf.»

Staatsrat Nicolovius hat Lulu keine Nachfolgerin gegeben; er ging in seinem Beruf und der Fürsorge für seine Kinder völlig auf.

Goethe, der nur beim Tod seiner Mutter ein einziges Mal an seine Nichte geschrieben, ihren rührenden Brief bei ihrer Verlobung unbeantwortet gelassen hatte, so daß sie seine «Unonckligkeit» beklagte, fand nun dem trauernden Nicolovius gegenüber Worte der Teilnahme, die merkwürdig sind. «Meine liebe Nichte habe ich niemals gesehen», muß er bekennen. Aber in seiner Vorstellung fließt ihr Bild auf seltsame Weise mit demjenigen Corneliens zusammen. «Wenn sie bei so viel liebenswürdigen und edlen Eigenschaften mit der Welt nicht einig werden konnte, so erinnert sie mich an ihre Mutter, deren tiefe und zarte Natur, deren über ihr Geschlecht erhobener Geist sie nicht vor einem gewissen Unmut mit ihrer jedesmaligen Umgebung schützen konnte. Obgleich in der letzten Zeit fern von ihr und nur durch einen seltenen Briefwechsel gleichsam lose mit ihr verbunden, fühlte ich doch diesen ihren, der Welt kaum angehörigen Zustand

sehr lebhaft, und ich schöpfte daraus bei ihrem Scheiden zunächst einige Beruhigung.» Zunächst. Nur zunächst. Denn noch aus diesem Brief aus dem Jahre 1811, der teilnehmende Klage um die Nichte zu sein scheint, spüren wir die Selbstanklage, die jeder Gedanke an Cornelia bei Goethe wachruft und solche Qualen verursacht, daß er sich vor Begegnungen fürchtet, die an die Schwester erinnern. Wie Schlosser und der einstigen Jugendfreundin Johanna wich er Corneliens Töchtern aus, flüchtete er bei dem Besuche des Witwers von Lulu in Weimar nach Jena. Erst den Enkeln Corneliens, Heinrich, Alfred und Ferdinand, vermochte er in die Augen zu schauen.

So hat er auch alles übersehen und verdrängt, was Johanna Schlosser am Platze Corneliens für deren Tochter getan. Im Anhang zum dritten Band der «Wanderjahre» behauptete er: «Für die vorzüglichste Frau wird die gehalten, die ihren Kindern den Vater, wenn er abgeht, zu ersetzen imstande wäre.» Hätte er es über sich gebracht, das Wirken und Walten Johanna Schlossers zu würdigen, Corneliens Tochter kennenzulernen, so würde er wohl die Krone einer Frau gereicht haben, die imstande gewesen ist, Kindern die Mutter zu ersetzen.